

Valentin Groebner

WISSENSCHAFTSSPRACHE DIGITAL
DIE ZUKUNFT VON GESTERN



konstanz | university press
ESSAY

VALENTIN GROEBNER, geboren 1962, ist Professor für
Geschichte des Mittelalters und der Renaissance an
der Universität Luzern.

Valentin Groebner

Wissenschaftssprache digital

Die Zukunft von gestern

Konstanz University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2014 Konstanz University Press, Konstanz
Ein Imprint der Wallstein Verlag GmbH, Göttingen

www.k-up.de | www.wallstein-verlag.de

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino, Konstanz

ISBN (Print) 978-3-8353-9049-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-9714-9

Inhalt

1. Die Zukunft im Schloss 7
Digitale Alltagsgeschichte 11
2. Guten Morgen, Leviathan 17
Gestresste Gelehrte 18 / Körperlosigkeit, Allgegenwart, Auflösung aller Hierarchien: Die Bilder von den Kabeln 23 / Revolution ff. 30 / Pathosformeln 37
3. Prophetien 39
Die Vorhersagen von früher 40 / Das elektrische Jenseits 46 / Unendlich lange Untergänge 54 / Die Experten reden von sich selbst 61
4. Der große Rückspiegel 67
Feedbackschleifen: Ideen und Kritik 68 / Vervielfältigung und Wissensmanagement 71 / Das Leiden an den vielen Büchern 75 / Wo steht das Wichtige? Zeitschriften, Zettelkästen, Lesemaschinen 79 / Die Megabit-Bombe 87 / Graue Literatur 90

5. Digitalisierung praktisch:
Die elektrifizierte Gelehrtenrepublik 95
Hackordnungen und Stilgemeinschaften 97 / Selbst-
design auf hoher See 102 / Überforschung und Unend-
lichkeit 105 / Der müde User 109

6. Zeit als Währung 111
Flaschenhals Lesezeit 112 / *Best before*: Haltbarkeits-
daten 116 / Auf Dauer stellen: Gedrucktes als Filter 119

7. Wie schreiben – und wo? 127
Kurze Formen 128 / Wer soll mich lesen? 131 / Zeig mir
Deine Abkürzung 134

8. Epilog: Nach der Science Fiction 139

Danksagung 151

Anmerkungen 153

1. Die Zukunft im Schloss

Schloss Nymphenburg am Stadtrand von München, Februar 2013, im Regen. Eine Tagung: Um die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation im digitalen Zeitalter sollte es gehen, ums Rezensieren, Kommentieren und Bloggen, und der Saal in der Rotunde vor dem Barockschloss war voll. Ich war nervös. Im Jahr zuvor hatte ich einen kleinen Essay in Buchform über das wissenschaftliche Schreiben publiziert; darüber sollte ich auf der Konferenz sprechen.

Aber war ich dazu überhaupt vernetzt genug und wirklich auf dem Laufenden? Hinter dem Rednerpult war eine Leinwand montiert, auf der die Kommentare zu den jeweiligen Vorträgen auf Twitter eingeblendet werden sollten, in Echtzeit. Wie alle Vortragenden war ich gebeten worden, schon im Vorfeld ein kurzes Statement für die elektronische Plattform zur Tagung zu schreiben, um die Diskussion zu beleben. So richtig hatte diese digitale Debatte aber nicht in Gang kommen wollen. Die Kommentare, die während der Vorträge auf der Leinwand erschienen, waren eher spärlich und keine fetzigen Kommentare, sondern höfliche Zusammenfassungen dessen, was der oder die Vortragende gerade gesagt hat-

te. Sie waren nicht für die Zuhörer im Schloss bestimmt, sondern für unsichtbare Andere, irgendwo draußen an anderen Bildschirmen.

Ich hatte mir vorgestellt, als Wissenschaftler mittleren Alters einem viel jüngeren und enthusiastisch technophilem Publikum gegenüberzustehen, aber im Saal gab es viele dunkle Anzüge und Kostüme, graue Haare und korrekte Frisuren. Beim Nachfragen in den Pausen, bei Kaffee und Orangensaft – »Und was machen Sie?« – stellte sich heraus, dass nur eine Handvoll Netzaktivisten mit Jahrgängen über 1980 die Reise ins Schloss auf sich genommen hatte. Die meisten Teilnehmer waren älter. Sie kamen aus Verlagen und Bibliotheken, aus der Wissenschaftsverwaltung und von Stiftungen.

Aber der Ton der Veranstalter war umso visionärer: Die Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens, so die Organisatorinnen in ihrer Begrüßung, sei digital. Man stehe erst ganz am Beginn eines großen Umbruchs, der mit dem Web 2.0 alle Bereiche der wissenschaftlichen Arbeit erfasst habe. Es gehe darum, den akademischen Elfenbeinturm endlich zu verlassen: Völlig neue Formen von Debatten seien im Entstehen, neue Formate, Foren und Öffentlichkeiten jenseits der universitären Hierarchien. Ich wurde noch nervöser. Ich musste unendlich viel verpasst haben, wenn ich die Blogs und Tweets nicht verfolgt hatte, von deren Bedeutung für die Geschichtswissenschaft die Organisatoren so selbstverständlich aus-

gingen. Ich verbringe sehr viel Zeit vor dem Bildschirm und kann mir Recherchen ohne Computer nicht mehr vorstellen, aber ich war nur ein unregelmäßiger (und nicht sehr enthusiastischer) Leser von wissenschaftlichen Online-Publikationen und hatte selbst noch nie Beiträge für digitale Zeitschriften geschrieben. Der Strukturwandel der wissenschaftlichen Öffentlichkeit sei unbestreitbar, sagte eine Referentin, ein bisschen streng. Es gehe um Partizipation und Interaktivität, um dialogische Formate jenseits des etablierten monologischen Betriebs. Die alte statische Form der gedruckten Monografie beginne auch in Deutschland »endlich aufzubrechen«. Die »neuen Formen des Reputationsgewinns« durch digitale Vernetzung seien unübersehbar, pflichtete ihr ein Diskutant auf dem Podium bei.

Viele der Vorträge auf der Tagung entwarfen von der Zukunft der neuen digitalen Publikationsformen ähnlich positive Szenarien. Andere zeichneten eher zwiespältige Bilder. Es stünden ziemlich viele Investitionsruinen im Netz herum, mit öffentlichen Mitteln geförderte Projekte, die vom Publikum nicht angenommen worden seien, sagte der Leiter einer großen Forschungsorganisation: »Wollen die Nutzer das denn überhaupt?« Globalisierte Medienformate erzeugten nicht notwendigerweise größere Reichweiten, ergänzte ein anderer Vortragender; Lokalgeschichte werde nicht einfach dadurch globalisiert, dass sie auf Deutsch im Netz zugänglich sei; neue

technische Übertragungskanäle führten nicht automatisch zu neuen Inhalten. Ein Kommunikationswissenschaftler fragte sogar skeptisch, ob es für Wissenschaftler nicht sinnvoll sein könnte, unter Umständen weniger zu kommunizieren. (Dafür wurde er aber scharf kritisiert.) Im Fazit der Organisatoren am Schluss war von diesen kritischen Zwischentönen nicht mehr viel die Rede. Aufregende neue Perspektiven seien eröffnet worden, fassten sie zusammen, die neuen Möglichkeiten aber bei weitem noch nicht ausgelotet.¹

Die Digitalisierung, scheint es, ist unaufhörlicher Anfang und sich ständig erneuerndes Versprechen, Hoffnung, Neuland. Aber wie funktioniert das eigentlich? Die Tagung im Schloss hat seither nicht aufgehört, mich zu beschäftigen. In meinem kleinen Buch über die Wissenschaftssprache gibt es einen Abschnitt über das Netz. Der war aber eher knapp ausgefallen; mein Buch sollte eine Sammlung von praktischen Werkzeugen fürs Schreiben sein. In den Debatten auf der Tagung und in Kommentaren und Reaktionen danach tauchten viele Aspekte auf, die ich vorher nicht kannte oder über die ich vorher noch nie nachgedacht hatte. Mein Werkzeugkasten war ergänzungsbedürftig.

Digitale Alltagsgeschichte

Das Folgende ist aber nicht einfach eine Fortsetzung, sondern eher ein Versuch, diese Lücke genauer zu erkunden. Ich tue das aus der Perspektive eines Historikers, und dabei stehen diejenigen Aspekte der digitalen Kommunikationskanäle im Vordergrund, die mit wissenschaftlicher Kommunikation zu tun haben, mit der Publikation und der öffentlichen Diskussion von Forschungsergebnissen. Das ist heute ein sehr viel weniger leicht eingrenzbarer Bereich als früher, weil Kommunikationsplattformen, Blogs und Tweets die Formate stark erweitert haben, in denen man einen eigenen Text anderen Leuten zum Lesen anbieten kann.

Die digitalen Kommunikationskanäle werden gewöhnlich als Revolution beschrieben, als noch nie dagewesene *cutting edge* des Neuen. In ihnen steckt aber schon deswegen ziemlich viel Vergangenheit, weil über die Zukunft nicht mit vollständig neuen Begriffen geredet werden kann (denn die versteht keiner), sondern mit vertrauten Bildern und Metaphern. Das Reden vom Neuen gebraucht in einer Art unfreiwilliger Bauchrederei ein ganzes Reservoir alter Versatzstücke: Sie sind umso wirkungsvoller, weil sie den Zuhörern inmitten der atemberaubenden neuen Technologien vertraut vorkommen. Das Folgende ist ein Versuch, einigen dieser Motive nachzugehen. Dabei interessiert mich nicht

so sehr die Ideengeschichte der entkörperlichten und gedankenschnellen Kommunikation unter Gelehrten in akademischer Reinform, sondern mehr ihre praktischen Konsequenzen, also ihre pragmatischen Anwendungen. Schmutzige Ideengeschichte ist sowieso interessanter. Auf welchen Erzählmotiven beruht das Reden über die digitalen Zukünfte, und was ergibt sich daraus für das Schreiben in der Wissenschaft?

Wer über elektronische Medien schreibt, ist immer in Versuchung, sich selbst zum Kommunikationsathleten zu stilisieren. Ich habe, so die implizite Botschaft, viele spezialisierte Websites, *chatrooms* und Kommunikationsplattformen besucht, von denen Du in Deiner beschaulichen elektronischen Heimatprovinz noch nie gehört hast, liebe Leserin, lieber Leser, und kenne einen Haufen digital weitgereister Spezialisten, von denen Du noch nie eine Zeile gelesen hast. Man macht sich damit sozusagen zum Bruce Chatwin der Glasfaser.

Für mich trifft das nicht zu. Ich bin ein Durchschnittsnetzbenutzer. Personalcomputer sind während meines Studiums in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre in meinen Alltag eingewandert, wie in den vieler anderer Leute: Die Kisten mit den Bildschirmen waren aufregend, wurden aber rasch selbstverständlich, wie auch die neuen digitalen Kommunikationsmittel ab den frühen 1990er Jahren. Ich hatte nie Pioniergefühle, auch 1992 nicht, als ich meinen ersten Email-Account beantragte. Wo

ich war, elektronisch, waren immer auch schon ziemlich viele andere, vor allem Berufskollegen. Die Programme, Formate und Angebote in den digitalen Kanälen haben sich in den folgenden zweiundzwanzig Jahren massiv verbreitert und rasch nicht nur meine Arbeit, sondern auch meinen Alltag umgekrempelt – wie bei allen anderen Freunden und Bekannten um mich herum auch.

Die häufige Einteilung nach Generationenzugehörigkeit in Bezug auf die Nutzung dieser Medien – jüngere *digital natives*, Eingeborene des neuen Landes Digitalien, versus älteren Zuwanderern, *digital immigrants* – kommt mir aber ein wenig fragwürdig vor. Sie bildet so ungenau definierte Kollektive, dass man aus ihnen nichts darüber erfährt, was die einzelnen Akteure wirklich tun. Wenn es digitale Eingeborene gibt, die mit Email, Blogs und Twitter aufgewachsen sind, dann sind das die jungen Frauen und Männer, die in den Seminaren sitzen, die ich an meiner Universität gebe. Deren Kompetenzen in Bezug auf digitale Kommunikationsmittel kenne ich ganz gut. Sie fallen sehr unterschiedlich aus. Den meisten von ihnen muss man die Techniken der elektronischen Recherche sehr gründlich erklären; von nichtkommerziellen Plattformen und vom *deep web* haben sie gewöhnlich kaum eine Ahnung.

Meine Haltung zum Netzgebrauch ist außerdem davon bestimmt, dass ich es nie als Ich-Unternehmer auf dem freien Markt nutzen musste oder wollte, sondern als

Teil einer Institution, die aus öffentlichen Mitteln bezahlt wird, nämlich der Universität. Das ist eine ziemlich privilegierte Position, und ich bin deswegen zurückhaltend, pauschale Urteile über Kommerzialisierung und Medienmacht zu fällen.²

Für einen Historiker wie mich sind die digitalen Kommunikationskanäle aber schon deswegen interessant, weil ich selbst ja nirgendwo anders als in der Gegenwart arbeite. Die ist am Beginn des 21. Jahrhunderts vom Netz so sehr geprägt wie das 16. Jahrhundert von Buchdruck und Schießpulver und das 19. von der Dampfmaschine, der Eisenbahn und der Massenproduktion von Papier. Das Verhältnis zwischen der Geschichtswissenschaft und den Entwicklungen der Zukunft lässt sich nun angenehm knapp zusammenfassen: Wir sind dafür nicht zuständig. Im Gegenteil: Historiker versuchen in ihrer Arbeit, Produktionsprozesse umzudrehen und sozusagen rückwärtslaufen zu lassen. Unser Job ist es, Argumente, Repräsentationen und Apparate auseinanderzunehmen und nachzusehen, wie und woraus sie eigentlich gemacht worden sind. Historiker bewegen sich deshalb andauernd zwischen dem Kaputtmachen und dem Reparieren hin und her. Und schließlich kommen sie von Berufs wegen immer zu spät. Dieses Zu-spät-dran-Sein ist so etwas wie unsere *unique selling proposition*, weil es Abstand erzeugt und eine bestimmte Art von Fragen erlaubt: unpassende.

Ich möchte deswegen mit den Mitteln meines eigenen Fachs der Frage nachgehen, welche Möglichkeiten sich aus den neuen digitalen Kommunikationsmitteln für das wissenschaftliche Publizieren ergeben, in den Geschichtswissenschaften, aber auch in Nachbardisziplinen. Was lehrt ein historischer Rückblick auf die digitalen Kanäle und ihre Möglichkeiten? Und wie lassen sich diese neuen Möglichkeiten eigentlich von den neuen Zwängen unterscheiden, die das Netz ebenfalls erzeugt?

2. Guten Morgen, Leviathan

Das schwer fassbare große Kollektiv von Anbietern und Benutzern, das man etwas ratlos (und ungenau) als »das Netz« bezeichnet, ist der elektrische Leviathan des ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhunderts. Es hat in den letzten zwanzig Jahren Phänomene Wirklichkeit werden lassen, die niemand vorausgesehen, geschweige denn geplant hat, auch nicht die dafür zuständigen akademischen Experten. Eine offensichtliche ungesteuerte Kooperation von Universitäten, staatlicher Forschungsplanung, Softwarefirmen, Telefonunternehmen und vielen enthusiastischen Einzelnen hat in rasch wechselnden Konstellationen innerhalb weniger Jahre ein gigantisches Netzwerk erzeugt, das ältere, seit Jahrzehnten bestehende und überaus erfolgreiche Kommunikationskanäle in sich aufgesogen hat. Dabei entstanden und entstehen schwer überblickbare neue Strukturen, Anwendungen, Formate und Spielwiesen, teilweise mit extrem kurzen Halbwertszeiten und schnellen Wachstums- und Verfallsraten – von den darin engagierten Firmen ganz zu schweigen.

Gestresste Gelehrte

Für Wissenschaftler, die sich von Berufs wegen mit Medien und Kommunikation beschäftigen und sich in jahrelanger Ausbildung dafür qualifiziert haben, diese Kanäle, Formate und Inhalte zu analysieren, ist das keine lustige Situation. Ein relativ großer Teil der Medienwissenschaften und der Soziologie scheint die Tatsache, dass sie von den rasanten digitalen Entwicklungen überrascht worden sind (und weiterhin überrascht werden), als Kränkung aufzufassen. Ist ja auch nicht einfach. Stellen Sie sich Professoren für Botanik vor, in deren eigenem Garten dauernd neue Pflanzen aufblühen, von denen sie noch nie gehört haben, mit erstaunlichen Blüten, Früchten und den dazugehörigen spezialisierten Insekten. Einige von ihnen werden riesenhaft und überwuchern alles andere, die anderen sind nach ein zwei, drei Jahren wieder verschwunden. Oder haben ihre Gestalt völlig verändert.

Anders gesagt, die schnellen Veränderungen in den digitalen Kommunikationskanälen sind für die dafür offiziell zuständigen Wissenschaften eine Zumutung, und die ist umso größer, als diese Strukturen an den Universitäten selbst entstanden sind. (Der offizielle Geburtsort des Internets ist das Rechenzentrum der University of California in Los Angeles, wo im September 1969 erstmals ein Computer mit einem anderen in Stanford vernetzt wurde, per Telefon.³⁾ Aber über das Funktionieren